

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **82 (2002)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

.....

Wolf Scheller,

Jahrgang 1944, ist seit
1968 beim Westdeut-
schen Rundfunk als
Redakteur tätig.

.....

IMRE KERTÉSZ UND DIE SCHWEDISCHE AKADEMIE

Hintergründiges zur Verleihung des Literaturnobelpreises

Es hat schon immer Gerüchte über Skandale hinter der nach aussen so noblen Fassade der Schwedischen Akademie und deren geheimen Beratungen gegeben. Wolf Scheller leuchtet diese Hintergründe aus und kommt zum Schluss, dass der Nobelpreis für Literatur oft mehr der Persönlichkeit und ihrer politischen Aura als dem eigentlichen Werk gelte. Eingeweihte sprechen gar von einem «Schlangennest».

Imre Kertész war gerade mal 15 Jahre alt, als er 1944 nach Auschwitz und Buchenwald verschleppt wurde. Aus dieser Erfahrung entstand in den Sechziger- und Siebzigerjahren sein «Roman eines Schicksalslosen», vielleicht das ab- und tiefgründigste Werk, das sich mit der Shoa auseinandersetzt, ein Versuch, sich irgendwie durch eine perspektivische Rückschau in den Niederungen der Unmenschlichkeit einzurichten. Adornos Wort, Dichtung nach Auschwitz sei unmöglich, wurde hier von Kertész zu Recht *ad absurdum* geführt. Freilich, dieses ebenso bedeutende wie düstere Romanwerk wurde zunächst abgelehnt, und als es dann später doch noch erscheinen konnte, von den Kommunisten totgeschwiegen. Diese totale Abkehr von allen ideologischen Heilsutopien konnte sich nicht einfügen in das Geschichts- und Menschenbild des real existierenden Sozialismus. Es fehlte ihm auch der Touch des antifaschistischen Heldentums.

«*Ich möchte noch ein bisschen leben in diesem schönen Konzentrationslager*», schreibt Kertész, Jahrgang 1929, der als Halbwüchsiger der Hölle der Lager nur mit knapper Not entrinnt. Die Ankunft in Auschwitz, die Registrierung der Häftlinge, Desinfektion, die Schwerstarbeit unter der Knute der Wachmannschaft – in Auschwitz ist die Grenze zwischen Gut und Böse eindeutig. Der Junge ist dem Ganzen nicht gewachsen. Man quält ihn.

Irgendwann macht der Körper dann nicht mehr mit. Selten ist der grosse Mord aus einer solchen Perspektive, dem Blickwinkel eines Kindes, so detailliert und sensibel dargestellt worden. Kertész legt seinem *alter ego* Worte in den Mund, die das quälende Bemühen kennzeichnen, irgendeinen Sinn in dem Geschehen zu entdecken. «*Und genau das Gleiche sah ich dann bei den anderen im Lager (...) das immer gleiche Bemühen, den gleichen guten Willen: auch ihnen ging es darum, gute Häftlinge zu sein (...) Das war unser Interesse, das verlangten die Umstände (...) Waren zum Beispiel die Reihen mustergültig ausgerichtet und stimmte der gegenwärtige Bestand, dann dauerte der Appell weniger lange – anfangs zumindest. Waren wir zum Beispiel bei der Arbeit fleissig, dann konnten wir Schläge vermeiden – öfter zumindest.*»

In späteren Jahren veröffentlichte Kertész sein «Galeerentagebuch»: «Ich – ein anderer» und «Kaddisch für ein ungeborenes Kind». In diesen Zyklus fügte sich dann der Roman «Fiasko» ein, der wiederum die Erinnerung an das Lager beschwört, gewissermassen ein Eckstein der «Schicksallosigkeit»-Trilogie. Kertész thematisiert hier die Einsamkeit und Isolation eines Holocaust-Überlebenden in der Vor-Wendezeit der ungarischen Wirklichkeit. Er führt als seinen Stellvertreter die Figur des «Alten» ein, der zwar «*kein richtiger Alter*» ist, sich aber so fühlt. Die

Geschichte, die er ihn erzählen lässt, ist die eines Berufsschriftstellers, der sich selbst überlebt hat, für dessen Erinnerung und Werk sich im Grunde niemand interessiert: Ein Roman über einen Roman im Roman, geschrieben aus der mit Erinnerungen vollgestopften «Galeere», in der der «Alte» 35 Jahre lang mit seiner Frau gelebt hat.

Nun im Alter von fast 60 Jahren macht sich der «Alte» über einen zweiten Roman her, erfindet für ihn einen literarischen Haupt- und Nothelfer in der Gestalt des Journalisten Steinig, der wiederum ein jüngerer Vetter des Landvermessers K. aus Kafkas «Schloss» sein könnte. Steinig gerät nach einem siebzehnstündigen Flug in ein Orwellsches Reich der Albträume, das ihn einerseits befremdet, ihm andererseits aber auch vertraut vorkommt. Hier bekommt er es mit Figuren zu tun, die «Felsen» und «Berg» heissen und einem Beckettischen Szenario entsprungen sein könnten. Steinig berichtet Berg in einem Brief über eine Erfahrung, die er während seiner Militärdienstzeit gemacht hat. Er, der sich selbst immer als Opfer verstanden hat, war hier urplötzlich auf die Seite der Täter gewechselt, als er in einem unbedachten Augenblick auf einen wehrlosen Gefangenen einschlägt. Aus diesem nicht abgeschickten Brief entwickelt sich Jahre später ein Roman, an dem Steinig etwa zehn Jahre schreiben wird. Das Buch wird abgelehnt, totgeschwiegen. Kafka und Camus stehen hier Pate. Kertész reiht die Episoden locker aneinander, wobei das Thema Auschwitz immer alles andere überlagert. *«Nach so viel Bemühung, so zahlreichen vergeblichen Anstrengungen fand auch ich mit der Zeit Frieden, Ruhe, Erleichterung (...) beim ersten Schlag legte ich mich schleunigst zu Boden, und das weitere spürte ich gar nicht mehr.»*

Imre Kertész steht für eine spezifisch mitteleuropäische Literatur der Erinnerung, wie sie auch von seinem etwa gleichaltrigen Landsmann György Konrad evoziert wird (noch mehr aber von dem zehn Jahre jüngeren Peter Nádas «Das Buch der Erinnerung»). Es ist eine Literatur, die sich seit Beginn der Neunzigerjahre plötzlich der Notwendigkeit gegenüber sah, das Gedächtnis an das Leben unter zwei Totalitarismen festzuhalten. Es gibt nach Auschwitz keine Hoffnung mehr, das ist

.....

Es gibt nach
Auschwitz
keine Hoffnung
mehr, das ist
die düstere
Botschaft des
diesjährigen
Literatur-Nobel-
preisträgers.

.....

die düstere Botschaft des diesjährigen Literatur-Nobelpreisträgers.

So ist denn auch die jetzige Entscheidung der Schwedischen Akademie eine Art verspätete Wiedergutmachung an einem Schriftsteller des Holocaust, der selbst zu den Überlebenden zählt. Die Entscheidung erinnert an jene für den Russen und ehemaligen Gulag-Häftling Alexander Solschenizyn, auch sie ein «Opfer-Preis», dessen Kriterien in der Geheimnistuerei der Stockholmer Juroren wie hinter einer Nebelwand verschwanden.

Die Entwicklung des nobelsten Literaturpreises

Mehrfach seit 1945 hat die Schwedische Akademie die Preisträger als Pioniere der Literatur bezeichnet. T.S. Eliot wurde 1948 ausgezeichnet für *«seine bemerkenswerte Leistung als Bahnbrecher in der heutigen Poesie»*. William Faulkner 1950 für *«seine kraftvolle und künstlerisch selbstständige Leistung in Amerikas Romanliteratur»*, ob schon Faulkner im eigenen Land damals noch völlig unbekannt war. Häufig wurde einer internationalen Avantgarde das Wort geredet, man bestand auf dezidiert literarischen Kriterien, gerierte sich als «fortschrittlich». Dabei wurde oft der Falsche getroffen. George Bernhard Shaw weigerte sich sogar, den Preis entgegenzunehmen. *«Nur ein Menschenfeind kann auf so etwas Fürchterliches wie den Nobelpreis spekulieren»*, meinte der irische Dramatiker, und nahm die Auszeichnung dann doch ein Jahr später an. Joyce, Proust und Rilke gingen leer aus. Ebenso Tschchow, Musil, Gorki, Lorca oder Brecht. Strindberg sprach von der *«Institution eines Hofstaates»* und meinte damit die Schwedische Akademie, die alljährlich an einem Donnerstag im Oktober den Literaturnobelpreis vergibt.

Gewinnsucht, Intrigen und Inkompetenz – folgt man Lars Gyllenstein, der bis vor einigen Jahren noch Stuhl 14 der insgesamt 18 Juroren besetzt hielt – sind die Eigenschaften, mit denen die Mitglieder der Schwedischen Akademie ausgestattet sind. Wenn dies stimmt, dann haben wir es bei den geheimen Beratungen hinter der feinen Fassade des Börshuset in Stockholm mit einer geradezu spiritistischen Veranstaltung zu tun, bei der sich wahre Abgründe von Bosheit und Kenntnismän-

gel auftun. Es hat immer schon Gerüchte über Skandale hinter der nach aussen hin so noblen Fassade der Schwedischen Akademie gegeben.

Vor kurzem nun hat die Schwedische Akademie in einer Quellenedition erstmals Einblick in die geheimen Beratungen gewährt. Sie betreffen allerdings nur die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in der das Nobelkomitee über 1256 Autoren zu befinden hatte. Dabei wurden immer wieder Kandidaten, die oft seit Jahrzehnten schon gehandelt wurden, schnöde ignoriert wie etwa *Paul Valery*, der seit 1930 vorgeschlagen war. Nur gerade einmal zehn Kandidaten schafften es im ersten Anlauf, darunter *Faulkner*, der Inder *Rabindranath Tagore* (1913), aber auch *Pearl S. Buck* (1938).

Paul Claudel hingegen war den Juroren zu katholisch, der Uraltfavorit *Graham Greene* zu skeptisch und aufrührerisch. Dafür verstiegen sich die Stockholmer in der Frühzeit des Nobelpreises zu der Würdigung des heute auch in Deutschland längst vergessenen *Paul Heyse* als «dem grössten deutschen Lyriker seit Goethe». *John Galsworthy* war den Juroren «zu populär». Der Historiker *Theodor Mommsen*, der den Preis bereits 1902 bekommt, schlägt damit *Zola*, *Hauptmann*, *Ibsen* und *Tolstoi* aus dem Feld. Es hat mit der Urteilsfindung beim Literatur-Nobelpreis eben so seine eigene Bewandnis.

Alfred Nobel hatte dekretiert, dass die Akademie jährlich einen Autor ehren sollte, der mit seinem Werk «in eine idealistische Richtung» gewiesen habe. Immerhin gab es unter den mehr als 90 Entscheidungen seit 1901 eine ganze Reihe, die dem Welt Ruf und der Geltung der Preisträger gerecht wurden. *Gerhart Hauptmann* schlägt 1924 *Thomas Mann* vor. In Stockholm aber gibt es Zweifel am literarischen Rang der «Buddenbrooks». Also wartet man auf ein neues Werk. «Der Zauberberg» erscheint 1928. Damit kann man in Stockholm aber nichts anfangen. Dennoch erhält Mann 1929 den Nobelpreis, ausdrücklich für die «Buddenbrooks», die jetzt als «ein Höhepunkt der zeitgenössischen Romandichtung» gerühmt werden. 1948 wird *Thomas Mann* übrigens ein zweites Mal für den Nobelpreis vorgeschlagen, ein in der Geschichte dieses Preises bislang einmaliger Vorgang. Kandidat in diesem

.....

Moralische
Wertungen
haben die
Stockholmer
Entscheidungen
immer
beeinflusst.

.....

Jahr war auch der einstige britische Kriegspremier *Winston Churchill*. Es gab jedoch politische Vorbehalte wegen der allzu engen zeitlichen Nähe zum Weltkrieg.

Kriterien oder Willkür

Moralische Wertungen haben die Stockholmer Entscheidungen immer beeinflusst. *Karl Kraus* etwa wird 1926 als «dunkel und abstossend» abgelehnt. *Lion Feuchtwanger* hat aus Sicht der strengen Juroren nur einen Erfolg, der auf «brutalen Effekten und Bluff» beruhe. *Hofmannsthals* Werk wird als frivol, gekünstelt und effekthaschend abqualifiziert. Bei *Hesse* stösst sich das Komitee an der «ethischen Anarchie» seiner Romane, erkennt ihm dann schliesslich fast zwanzig Jahre später doch noch den Preis zu. *Thomas Mann* hatte sich für den Freund 1931 vergeblich ins Zeug gelegt. Nach seiner Meinung wäre «*Hermann Hesse vor allem zum Träger des Weltpreises berufen*».

Beeindrucken liess sich die Akademie in Stockholm durch diese Mannsche Lobeshymne keineswegs. Sie setzte auch nach dem Krieg ihre Tradition fort, den jeweiligen Beschluss als Bekenntnis eines inneren, besonders eingeweihten Zirkels gegen die literarische Öffentlichkeit zu behaupten. Indes rächte sich gelegentlich die Exklusivität dieser Entscheidungen in dem Verdacht, es sei dabei nicht immer mit rechten Dingen zugegangen.

Im Jahr 1974 tat sich die Akademie die Ehre an, den Nobelpreis auf *Eyvind Johnson* und *Harry Martinson* zu verteilen. Beide waren Mitglieder der Akademie. *Martinson* wurde daraufhin derart von Skrupeln geplagt, dass er sich das Leben nahm. Unwiderrprochen blieben auch Meldungen, nach denen eine eigens zu Nobelverleihungszwecken angestellte schwedische Werbeagentur den Portugiesen *José Saramago* ein ganzes Jahr lang präparierte, um möglichst preiswürdig zu erscheinen.

Die Mitglieder der Akademie sind bei ihrer Entscheidung an die Mahnung von *König Gustav III.* gebunden, sich auf die «Förderung der Reinheit, Stärke und Stellung der schwedischen Sprache» zu konzentrieren. Das war freilich im Jahr 1786 und wurde später durch das Testament von *Alfred Nobel* überholt. Die Wege zum Ratschluss der Stockholmer Juroren sind jedoch stets

von Willkür gekennzeichnet geblieben. Oft gelten sie mehr der Persönlichkeit, dem Menschen, seiner politischen Aura als dem eigentlichen Werk, auch wenn die *Svenska Akadmi*en derlei natürlich niemals verlauten liesse. Ganz offenkundig ehrte man in *Pasternak* und Solschenizyn aktuelle Kritiker des sowjetischen Systems. Und gewiss hielt man sich bei *Heinrich Böll* an das Etikett vom «*Gewissen der Nation*», das damals im Zeichen bundesdeutscher Terrorismusfurcht publizistischer Verfolgung ausgesetzt schien. An beiden Beispielen liess sich jedenfalls erkennen, wie unliterarisch die Akademie reagierte. Sogar bei *Günter Grass* mussten sich die Stockholmer mit einem Trick behelfen, indem man auf ein Werk zurückgriff, die «Blechtrommel», das immerhin schon vierzig Jahre alt war.

Die Liste der Ungereimtheiten ist lang und reicht beim Literaturnobelpreis weit zurück. Es ist eine Geschichte der Intrigen und Skandale, der Eifersüchteleien und Eitelkeiten, des Gezänks und Geschiebes hinter den Kulissen, häufig fernab des literarischen Sachverstands, umstritten und begehrt aber wie kein anderer Nobelpreis. Im Grunde sitzen da mehr oder weniger honorige Herrschaften beisammen und beratschlagen hinter verschlossenen Türen, über wen sie dieses Mal den

.....
 Die Liste der
 Ungereimtheiten
 ist lang und
 reicht beim
 Literaturnobel-
 preis weit
 zurück.

millionenschweren Kronensack ausschütten sollen. Man lädt bekannte Kritiker, Literaturwissenschaftler und Verleger ein, lässt sich von ihnen Vorschläge machen und zieht sich dann im engeren Kreis der Juroren zurück. Und dann kommt es zur Urteilsverkündung. Man kennt sich untereinander, man sucht und findet Mehrheiten. Die Willkür, die bei diesem Verfahren regiert, liegt auf der Hand. Einmal ist ein Urteil über den Wert von Literatur nicht an irgendwelche objektiven Kriterien gebunden. Zum anderen sieht sich die Akademie nicht bemüssigt, ihre Entscheidung in der Öffentlichkeit zu belegen oder zu diskutieren. Eingeweihte sprechen von einem «*Schlangennest*».

Ob der Literatur-Nobelpreis nun als Lohn oder Ansporn zu sehen ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Nobelierte Autoren wie etwa *John Steinbeck* waren der Auffassung, der Preis verursache bei den Geehrten Schreibhemmung oder sogar Suizid. Steinbeck sprach vom «*Todeskuss*». Beispiele: *Hemingway* und der Japaner *Yasunari Kawabata*. Beide brachten sich kurz nach der Preisverleihung um. T.S.Eliot urteilte vernichtend: «*Der Nobelpreis ist das Ticket zur eigenen Beerdigung. Niemand hat danach noch etwas Gescheites produziert.*» ♦

VON DER REDAKTION EMPFOHLEN

Jörg Paul Müller, *Die demokratische Verfassung*, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2002.

Georg Kohler, Stanislaus von Moos (Hrsg.), *Expo-Syndrom? Materialien zur Landesausstellung 1883 bis 2002*, vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, Zürich 2002.

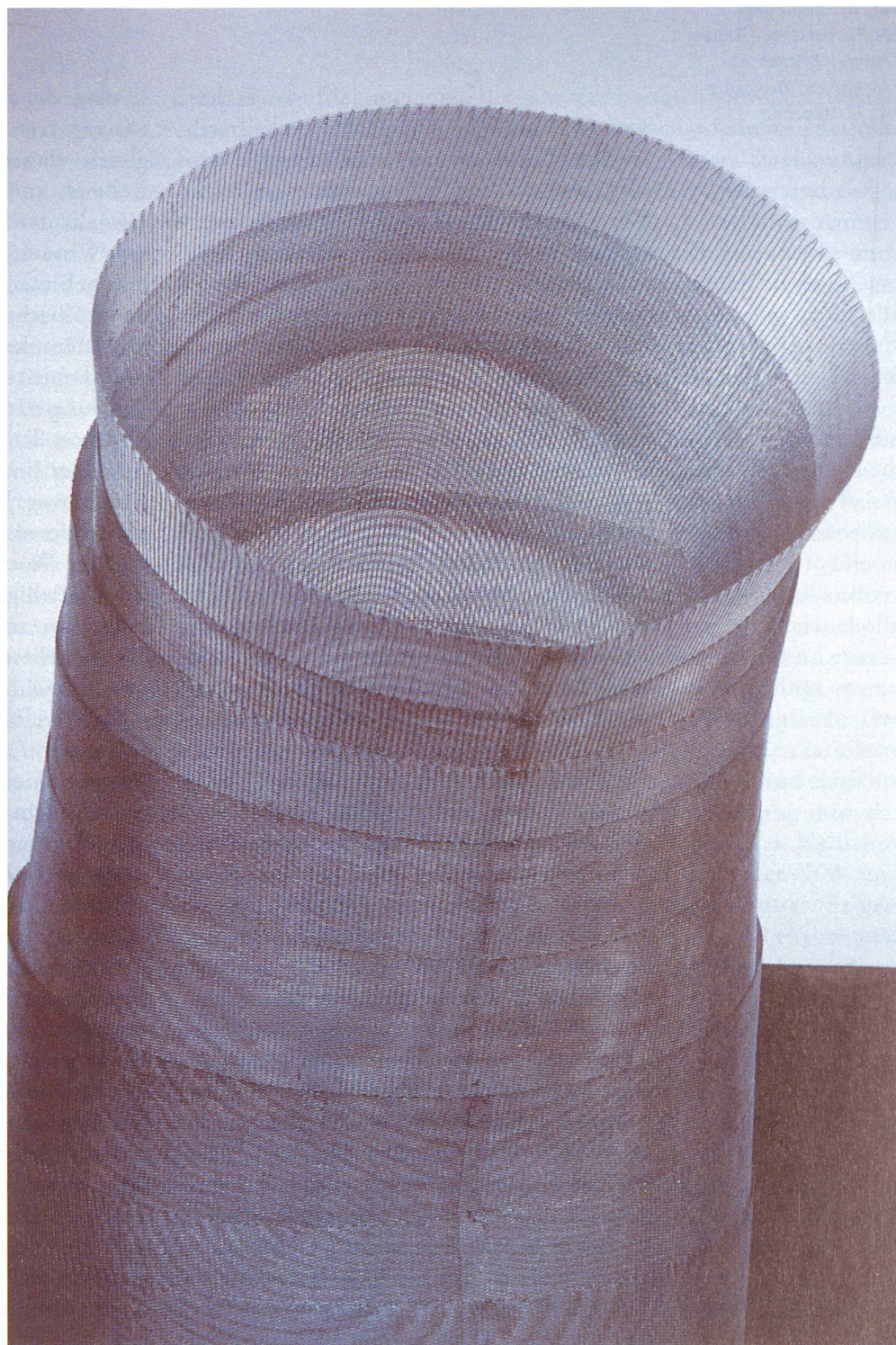
Leopold Kohr, *Das Ende der Grossen – Zurück zum menschlichen Mass*, Otto Müller Verlag, Salzburg/Wien 2002.

Klaus J. Bade und Rainer Münz (Hrsg.), *Migrationsreport 2002, Fakten – Analysen – Perspektiven*, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2002.

Daniel Tröhler, Simone Zurbuchen, Jürgen Oelkers (Hrsg.), *Der historische Kontext zu Pestalozzis «Methode», Konzepte und Erwartungen im 18. Jahrhundert*, Verlag Paul Haupt, Bern 2002.

Herbert Lüthy, *Werke I, Fünf Minuten nach Zwölf, 1942–1945*, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2002.

Herbert Lüthy, *Werke II, Frankreichs Uhren gehen anders*, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2002.



*Lucie Schenker, «Rundturm»,
Durchmesser 100 cm,
Höhe 160 cm,
Gitter geschweisst, verzinkt.
Photo: Kurt Huber.*

OHNE FAHRPLAN

Klaus Hübner,

geboren 1953 in Waldshut, Dr. phil., lebt als Publizist und Redakteur der Zeitschrift «Fachdienst Germanistik» in München.

Peter Webers enttäuschende «Bahnhofsprosa»¹

Fast neun Jahre ist es her, seit ein damals 25-jähriger Jungschriststeller aus Wattwil seinen ersten Roman veröffentlichte. Das Kritikerecho auf «Der Wettermacher» war weit über die Schweiz hinaus positiv bis enthusiastisch, und skeptische Einwände, wie sie zum Beispiel Sibylle Cramer äusserte, blieben marginal. Auch die Leser waren angetan. Dann wurde es ruhiger um Peter Weber. Er liess sich Zeit mit seinem zweiten Buch und wurde erst einmal ein für Literaturfestivals gern angeforderter Musik-Text-Performance-Künstler. Endlich erschien 1999 «Silber und Salbader», und diesmal reagierten Kritik und Leser eher verhalten, oft sogar verstört und enttäuscht. Drei Jahre später nun beglückt der 34-Jährige Expo-Literaturnächte und andere Events rund um das Buch mit Kostproben aus seiner neuen «Bahnhofsprosa». Plötzlich ist wieder vom «Unerhörten dieser Poesie» die Rede (Roman Bucheli in der «Neuen Zürcher Zeitung»), und der Verlag wirbt auf dem Buchumschlag mit Michael Brauns in der «Frankfurter Rundschau» publizierter Behauptung, hier liege ein «Wunderwerk an synästhetischer Weltbeobachtung» vor. Das ist kühn. Denn synästhetisch hin oder her – Peter Webers neue Prosa ist sicherlich kein Wunderwerk, irgendeine konkretere Weltbeobachtung ist hier kaum auszumachen, und nur hartgesottene Geduldleser werden allen Windungen dieser oft hochtrabend ins Pseudo-Artifizielle gedrechselten Wortkaskaden Satz für Satz folgen wollen. Mag das Leben ein grosser Bahnhof sein – diese «Bahnhofsprosa» enttäuscht.

Wer sich von Webers in vier Abschnitte aufgeteilten 24 Prosaskizzen Geschichten um Bahnhof und Eisenbahn verspricht, liegt insofern falsch, als diese wunderlichen Texturen keine Geschichten im nacherzählbaren Sinne ergeben. Ganz falsch liegt er nicht, denn die Bahn- und Bahnhofsmetaphorik zieht sich in allerlei kuriosen Varianten durch das ganze Bändchen mit seinem dennoch ein wenig irreführenden Titel. Wohl wahr, dass der Text mit dem programmatischen Satz «Ich sitze in der Bahnhofshalle im üppig aufwachsenden

Gerede, das zum Gebrabbel wird, die Decke entlangufert» beginnt, wohl richtig, dass gleich danach von «Sprechwinden» die Rede ist und einem «Maresciallo del silenzio» aus der Sixtinischen Kapelle, der diesen Winden durch gezieltes Zischen Einhalt gebietet, einem Ich-Erzähler also, der den höllischen Lärm des allgemeinen heutigen Durcheinanderbrabbelns zu gliedern und damit zu lindern sucht, ohne grössere Wirkung natürlich. Doch dann geht es rasant von Schauplätzen wie Zürich, Frankfurt oder Leipzig und von allen Bahnhofszenen weg, hinein ins Reich des nur noch selbstreferenziellen, epigonal-expressionistischen Wortgeklingels, das in so freien wie beliebigen Assoziationen alles und nichts in seine Rede aufnimmt und es gleich wieder fallen lässt. Manch gelungenes Sprachbild ist zweifellos darunter, manch treffender Aphorismus auch. Die «erkaltete Faktensuppe» indes wird vom Autor gemieden wie vom Teufel das Weihwasser. Webers labyrinthische Prosa berührt die Toiletten- und die Ohrhygiene, das ewige Kaffeehaus-Sitzen, das Schuheputzen, die unausgesprochene Bindungs- und Vermehrungspflicht, die Musik, den Zigarettenhandel, den Fussball, die Tier- und speziell die Fischwelt – dies und das also, was eben zum so genannten Alltagsleben in unseren «Wabenstädten» gehört. Hier wird nichts Geringeres versucht, als mit bisher unerhörtem Wörterstyling die Totalität unserer postmodernen Lebensumstände zur Sprache zu bringen und dem Leser, der sich durch ein oft auch auf den zweiten und dritten Blick relativ sinnfreies, immer aber dunkles und sperriges Textdickicht quälen muss, die unerhörte Neuigkeit nahe zu bringen, wie eiskalt und irrsinnig unsere Welt doch im Grunde ist. Früher hätte man vielleicht, gefragt nach dem Hauptthema dieser Prosa, von den Schrecknissen der vom Kapitalismus verantworteten «Entfremdung» gesprochen, die jegliche authentische *conditio humana* unmöglich mache. Das allerdings wussten wir schon vor der Lektüre dieser uferlos mäandernden und doch nie auf den Punkt kommenden Prosa. ♦

¹ Peter Weber, Bahnhofsprosa, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002.

.....

Christoph Siegrist,
geboren 1936 in
Zofingen, studierte
Germanistik und Philo-
sophie in Zürich, Mün-
ster und Tübingen. Nach
seiner Promotion 1961
war er Assistent an der
Universität Giessen und
von 1965 bis 1970
Assistenzprofessor am
German Department der
Cairo University. Er
habilitierte 1971 an der
Universität Basel und
wurde 1980 zum ausser-
ordentlichen Professor
und 1997 zum ordentli-
chen Professor für
Neuere deutsche
Literaturwissenschaft
ernannt.

.....

ZWEI UNGLEICHE GLEICHGESINNTE

Der Briefwechsel zwischen Bonstetten und Müller

In der Erforschung des geistigen Lebens in der Schweiz des 18. Jahrhunderts ist neue Bewegung gekommen: Prägen in den Sechzigerjahren photomechanische Nachdrucke der theoretischen Schriften von *Bodmer*, *Breitiger*, *Sulzer* u.a. den Blick auf das literarische Zentrum Zürich, so sind in letzter Zeit Ausgaben mit anspruchsvolleren Ambitionen im Entstehen: *Bräkers* Werke liegen vor, von einer auf 10 Bände angelegten historisch-kritischen *Lavater*-Auswahlausgabe sind die ersten Bände gedruckt, und in Bern wird die umfangreiche Korrespondenz *A. von Hellers* vorbereitet. Doch nicht nur geistig rückte die Schweiz mit Zürich ins Zentrum, auch ihre landschaftlichen Schönheiten begannen immer mehr Reisende anzuziehen, insbesondere die Alpen, wo man ursprünglichen Lebensformen zu begegnen hoffte. Unzählige Reiseberichte liegen über sie vor, zu den bekanntesten zählt sicherlich der von *Goethe*. Aber auch die staatlichen Verhältnisse der republikanischen Schweiz erregten die Neugierde der aus absolutistischen Verhältnissen Angereisten.

Dank der jahrzehntelangen Forschung des Ehepaares *Doris* und *Walter Walser-Wilhelm* tritt seit einiger Zeit ein neuer Name mit unzähligen Verbindungen ins Licht der Aufmerksamkeit: der Berner Patrizier *Karl Viktor von Bonstetten* (1745–1832), der bisher allenfalls einige Aufmerksamkeit unter Fachleuten gefunden hatte. Sein Korrespondentennetz erstreckte sich über ganz Europa, und die weitgestreuten Briefe sollen nun in der sogenannten «Bonstettiana» erscheinen. Bereits sind 7 Bände ausgeliefert, und deren jüngster Band IV (2 Halbbände mit insgesamt gegen 900 Briefen) soll hier kurz vorgestellt werden.

Der Brief bildete im Zeitalter der Empfindsamkeit und angesichts der prekären und beschränkten Reisemöglichkeiten ein ideales Medium, über Distanzen hin Freundschaften zu pflegen und Neuigkeiten auszutauschen. Die Edition des Bonstettenschen Briefkonvoluts überrascht durch die editorische Sorgfalt und Präzision der

Wiedergabe des handschriftlichen Materials. So werden alle Besonderheiten des Manuskripts wie Abkürzungen, Streichungen, Zitate sorgfältig wiedergegeben und aufgeschlüsselt. Ein kenntnisreicher Anmerkungsapparat informiert zuverlässig auch über Ab- und Fernliegendes. Mit derartiger Akribie stellt die «Bonstettiana» wohl alle gegenwärtig in Arbeit stehenden Unternehmen wie die *Lavater*-Ausgabe oder die *Haller*-Briefe in den Schatten.

Der hier vorgestellte Band umfasst die Briefe zwischen 1780 und 1784 mit einem deutlichen Schwerpunkt auf dem Briefwechsel mit dem berühmten Historiker *Johannes von Müller* (1752–1819). Dieser Freund erweist sich als Seelenverwandter: Beide Briefpartner neigten zur Melancholie und vermochten ihre angestrebten Lebensziele nicht zu erlangen. Allerdings waren ihre Startbedingungen sehr ungleich: Der Adlige *Karl Viktor von Bonstetten* residierte auf einem prächtigen Landsitz und erreichte durch das Pech der Auslosung nie das erträumte Ziel einer Landvogtei. Natürlich war er Mitglied des Rats der 200 und bekleidete in Bern mehrere Ämter. Er verfügte über die Musse, seine Lektüre und Freundschaften zu pflegen und zu reisen; überdies hatte er Familie und Kinder.

Johannes Müller dagegen, in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, konnte zunächst kein seiner geistigen Begabung entsprechendes Amt finden, obwohl er über einflussreiche Gönner verfügte. Der Unglückliche und Enttäuschte, zu Hypochondrie und Melancholie Neigende, musste sich erst mit der bescheidenen Stelle eines Bibliothekars in Kassel (1781–1783) begnügen. Bemühungen, am Hof *Friedrich des Grossen* Fuss zu fassen, zerschlugen sich ebenso wie andere hochfliegende Pläne. Immerhin brachte er es später in Mainz, Wien und Berlin auf einflussreiche Posten. Aber in der Zeit in Kassel ging es ihm schlecht. *Bonstetten* musste ihn immer wieder trösten und nahm ihn gelegentlich auch gastlich in seinem Landsitz «Bois-sière» auf. In Genf verkehrte *Müller* mit dem Naturphilosophen *Ch. Bonnet* und

dem Basler Banquier *J.-R. Tronschet*, die ihm aber beide auch keine angemessene Beschäftigung verschaffen konnten. So las, exzerpierte und schrieb Müller unaufhörlich, ein Arbeitstag umfasste in der Regel 15 Stunden! Doch treffen wir häufig auf antifeudale Reflexe bei ihm, der sich doch nie um einen Posten in der republikanischen Schweiz bemüht hatte; er beharrte auf einer *«incapacité pour tout autre genre de vie»*. (Der Briefwechsel wird überwiegend in französischer Sprache geführt.)

An anderer Stelle versichert Müller: *«J'ai le sang froid fort bien, & je n'ai jamais été malade, mais J'ai une délicatesse excessive dans le système nerveux, ce qui me rend d'une sensibilité singulière. C'est pourquoi je suis si tendre en amitié, porte au plaisir, sujet à l'ennui.»* Das stellte eine fast klinisch exakte Diagnose der Melancholie dar, wie sie insbesondere bürgerliche Autoren erfasste und an der Selbstverwirklichung im Rahmen der Feudalgesellschaft hinderte. Doch auch der vom Schicksal so ungleich begünstigtere Bonstetten blieb von diesem *«mal de siècle»* nicht verschont. Als Folge der Wesensverwandtschaft entwickelte sich ein freundschaftlicher Austausch, und man kann beobachten, wie Müller buchstäblich von Brief zu Brief lebt.

Kommentare zu Zeitereignissen finden sich in grosser Zahl: So werden Preussenkritik, die Berner Aristokratie, der üble Soldatenhandel, die Hinrichtungen von *S. Henzi* in Bern und *H. Waser* in Zürich (alles Ereignisse, die das idealisierte Schweiz-Bild doch negieren, zumindest relativieren mussten) gequält – aber eben nur privatim: Einzig im Gespräch mit dem Freund fand Müller Trost vor der *«geschmacklosen Barbarei, die im Norden mit Riesenschritten hereinbricht»*. Dennoch tröstete er sich: *«Zwar trennt uns das Schicksal, aber mein Herz hängt an Dir, Gefährte meines Lebens (...) und unser Alter werden wir gemeinsam durchleben»*.

Der Brief bildete im Zeitalter der Empfindsamkeit und angesichts der prekären und beschränkten Reisemöglichkeiten ein ideales Medium, über Distanzen hin Freundschaften zu pflegen und Neuigkeiten auszutauschen.

Bonstettiana. Briefkorrespondenzen Karl Viktor von Bonstetten und seines Kreises, Band IV, hrsg. von Doris und Peter Walser-Wilhelm und Heinz Graber, Hallsteinverlag, Göttingen 2002.

Dazu sollte es freilich nicht kommen. Müller verzehrte und verzettelte sich in seiner Arbeit, unermüdlich sass er am Schreibtisch, lesend, exzerpierend und publizierend; er war zeitweise von seinem schriftstellerischen Einkommen abhängig. Bonstetten seinerseits vermochte dem Unglücklichen nur wenig zu helfen, zu unterschiedlich waren ihre Standorte. Müller war ein eher ungeselliger, schwieriger Zeitgenosse des *«geselligen Jahrhunderts»*, wie *U. Imhof* das 18. Jahrhundert charakterisierte. Er blieb letztlich ein Aussenseiter, wenngleich kein Ausgestossener, dazu war sein Beziehungsnetz zu dicht geknüpft, seine Anpassungsfähigkeit zu bereitwillig. Er äusserte die beschwörende Versicherung: *«Nous nous quitterons jamais, dieses Gesetz ist der Compass bei allen Plänen.»* Auch Bonstetten vermochte kein wahres Glück zu finden, weder im Leben noch in einem öffentlichen Amt. Er blieb letztlich ein vielinteressierter Dilettant.

Völlig zu Recht hat *H. Helbling* seine Rezension in der *«Neuen Zürcher Zeitung»* mit *«Zwei Versionen exemplarischen Unglücks»* überschrieben. War es beim einen eine angeborene Melancholie, war es beim Freund die unerfüllte Sehnsucht nach Anerkennung. Man muss der Aussage des Herausgebers *Heinz Graber* zustimmen, dass Müller einzig in der Unruhe glücklich zu sein vermochte. Dass er wenigstens einen geistesverwandten Freund finden konnte, machte wohl das Glück seines Lebens aus. Jetzt liegen die Dokumente der beiden spannungsreich Verbundenen in einem schönen, mit avancierter und doch übersichtlicher Editionstechnik herausgegebenen Band vor, der höchsten philologischen Ansprüchen zu genügen vermag und unsere Kenntnis dieser spannenden Epoche des Umbruchs weiter erhellt und erweitert. ♦

Die Verfassung, die nicht auf die grundlegenden Bedürfnisse, Fähigkeiten und Nöte von Mehrheit und Minderheiten antwortet und deren Gerechtigkeitsvorstellungen aufnimmt, bleibt fragil, und die stabilisierende Wirkung, die zur Erwartung an eine Verfassung gehört, wird verfehlt. Primäre Aufgabe der Verfassung ist also, die in einer Gesellschaft lebendigen Kräfte und Überzeugungen zu koordinieren, geistige und materielle Ressourcen für das Gemeinwohl zu mobilisieren und Regeln elementarer Kooperation festzuhalten.

In: Jörg Paul Müller, *Die demokratische Verfassung*, Zürich 2002, Verlag NZZ, S. 88.

DIE UNBEKANNTE WÜSTENFARBE

Die Ausstellung «Die Farbe Henna» und ihre Hintergründe

Wenn man im Flugzeug die Sahara überquert und die vielen Rot-Brauntöne der Wüste unter sich sieht, fragt man sich unwillkürlich, wie die Zivilisationen ausgesehen haben mögen, die über Tausende von Jahren hier entstanden und verschwunden sind. *Annette Korolnik-Andersch* und *Marcel Korolnik*, ein Schweizer Sammler- und Forscher-Ehepaar, haben Teile dieser Wüste «ent-deckt». Ihre erstmals der Öffentlichkeit vorgestellte Sammlung von hennabemalten Geweben aus dem Kulturraum Sahara bietet eine einmalige Gelegenheit, die Multikulturalität eines Berbervolkes, den Stamm der Feija, kennen zu lernen. Hier, im zentralen Anti-Atlas, 2000 Kilometer südlich von Marrakesch, trafen islamische, jüdische und christliche Sphären aufeinander, hier kreuzten sich die Handelswege, hier wurden Salz und Zucker ausgetauscht, hier sicherten sich die marokkanischen Herrscher im sogenannten «Salzkrieg» (1539–1591) auf den alten Karawanenwegen regelmässigen und gesicherten Zugang zum Gold des alten Sudan.

Die Feija, heute ein Stamm von rund 14 000 Personen, sind Muslime. Ihre Religion ist aber stark durchdrungen von animistischen Elementen. Glaube und Aberglaube sind durch die Einflüsse der arabischen und afrikanischen Bevölkerungsteile aus dem grösseren Gebiet des Maghreb geprägt. Ihre Gräber sind Orte für das Gebet, wo man *baraka*, Segenskraft erlangt.

Diese *baraka* spielt im Leben der Feija, bei all ihrem Tun, eine wichtige Rolle. So auch beim Webvorgang. Gute Wünsche beim Eintritt ins Haus und bei Begrüssungen übertragen sich als Segenskraft auf das Gewebe.

Henna wird in Südmarokko in zeremoniellen Riten verwendet. Der Pflanze wird ein hohes Mass an *baraka* zugesagt, und auch heute noch ist die Henna-Zeremonie im Rahmen von Hochzeitsriten im arabischen und indischen Raum bekannt. Es wundert deshalb kaum, dass die Hennapflanze für verschiedenste Zwecke verwendet wurde. Im Vordergrund steht klar die

Verwendung als Färbemittel. Auch wurden aus Hennablüten schon seit dem Altertum wohlriechende Salben und Öle sowie Parfüms hergestellt. Die Verwendung von Henna als Arzneimittel wird zwar heute kaum mehr praktiziert, war jedoch im Altertum ebenfalls bekannt.

Bis 1950 bemalten nun die Feija-Frauen ihre Gewebe mit Henna. Anders als im Orient, dekorierte der Stamm nicht mit komplizierten Webtechniken. Farbige Muster kommen nur ausnahmsweise vor. Es wurde gänzlich auf das aufwendige Einfärben von Fasern in mehreren Farben verzichtet. Eine Erklärung für diese Art der Dekoration gründet möglicherweise in den problematischen wirtschaftlichen Verhältnissen. Der Hennastrauch war im Maghreb nicht endemisch. Die Farbe musste somit gekauft werden, die vereinfachte Herstellung, im Vergleich zum Einfärben von Fasern, dürfte sich jedoch in finanzieller und zeitlicher Hinsicht gelohnt haben. Mit Henna konnte jede Frau malen und damit auf die Hilfe eines zu entlohnenden Färbers verzichten. Diese Konsequente und fast ausschliessliche Verwendung der Farbe Henna hat zur Herstellung einmaliger textiler Kostbarkeiten geführt, die dann im vergangenen Jahrhundert, Anfang der Fünfzigerjahre, von industriell hergestellten Stoffen verdrängt wurden.

Die im Museum Bellerive ausgestellten Textilien bestechen durch die Einfachheit ihrer Dekorationen. Man wird an die prähistorischen Wandmalereien und Felsgravuren erinnert, welche unbekannte Saharavölker, die einst die Ufer des heute in Wüste verwandelten Binnenmeeres bevölkerten, in henna-ähnlichen Farben gestalteten.

Mit ihrem Interesse an der alten Web- und Dekorationskunst haben die Sammler es fertiggebracht, auch den Feija neue Impulse zur Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit zu geben. Die Frauen aus jenen angesehenen Familien, die einen besonderen Bezug zur Religion haben, haben seit einigen Jahren die Bemalung von Textilien mit Henna zu kommerziellen Zwecken wieder aufgenommen. (Siehe auch Agenda in diesem Heft) ♦